

*Rittberger-Klas, Karoline: Kirchenpartnerschaften im geteilten Deutschland. Am Beispiel der Landeskirchen Württemberg und Thüringen, (AKiZ, Reihe B, Bd. 44). Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2006, 368 S., Hardcover, ISBN 10; 3-525-55746-9.*

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden Menschen in allen vier Besatzungszonen zu Empfängern ökumenischer Hilfen. Die westdeutschen landeskirchlichen Hilfswerke beschlossen im Sommer 1949, nun ihrerseits für in der sowjetischen Zone dringend benötigte Hilfen eine EKD-weite Paketaktion zu organisieren. Sie sollte durch Patenschaften (später: „Partnerschaften“) westdeutscher Landeskirchen für je eine ostdeutsche Landeskirche und in diesem Rahmen wiederum durch gemeindliche und familiär-persönliche Patenschaften realisiert werden. So begann aus kirchlicher Initiative ein besonderer, stetig wachsender, bis nach 1990 nie versiegender Strom partnerschaftlicher Hilfen. Die DDR-Regierung suchte vor allem in den frühen Jahren den organisierten Fluss von Gütern in der West-Ost-Richtung als diskriminierend für das eigene System, gar auch als Mittel zur Agentenwerbung, zu unterbinden. Deshalb wurde der Transfer von Hilfen so weit wie möglich über Privatadressen geleitet. Ostdeutsche Kirchenarchive bieten daher auch kaum schriftliche Zeugnisse über diese Aktivitäten. Trotz umfassender Nachforschung erwies sich die Quellenlage zur Partnerschaftsarbeit als lückenhaft; manche Vorgänge waren nur durch Zeitzeugen-Befragungen zu rekonstruieren.

Dem Bericht über die Forschungs- und Quellenlage lässt Karoline Rittberger-Klas einen Überblick über die Phasen der kirchlichen Ost-West-Kontakte (Einheit der EKD, dann „besondere Gemeinschaft“ zwischen EKD und BEK) sowie die Einordnung der Partnerschaften als Teil umfassenderer kirchlicher Hilfsstrukturen zwischen Ost und West folgen (S. 27–71). Der Hauptteil der Untersuchung gilt den Partnerschaftsbeziehungen zwischen Württemberg und Thüringen, zunächst deren Entstehung und *äußere* Entwicklung im Blick auf die verschiedenen beteiligten Handlungsebenen (72–147). „Knotenpunkte des Partnerschaftsnetzes“ zwischen beiden Kirchen waren die Diakonischen Werke in Stuttgart und Eisenach. Das Stuttgarter Hilfsprogramm bildete die materielle Basis der Partnerschaft. Die institutionell Verantwortlichen hatten beim Ordnen der partnerschaftlichen Beziehungen darauf zu sehen, dass es weder zu Bevorzugungen noch zu Benachteiligungen kam, mussten zugleich aber auch vermeiden, schon bestehende anderweitige Beziehungen zu stö-

ren. „Trotz aller Diplomatie führten solche Ordnungsversuche immer wieder zu Verstimmungen“ (87). Wegen der scharfen DDR-Grenzkontrollen mussten Informanten wichtige Nachrichten auswendig lernen, um sie dann mündlich zu übermitteln. Den situativen Kontext der Partnerschaftsarbeit beleuchten u. a. Exkurse über die Entwicklung der Reisemöglichkeiten für DDR-Bürger und über die Veränderungen bei der Versorgungslage in der DDR.

Die *innere* Entwicklung der Partnerschaftsbeziehungen wird mit Bezug auf den Wandel der historischen Bedingungen während jener Jahrzehnte dargestellt (147–206). Die Ausgangslage beim Aufbau des Patenschafts-/Partnerschaftsverhältnisses war schwierig, denn die beiden lutherischen Kirchen waren sehr verschieden geprägt; während des Dritten Reiches befanden sich die DC-regierte thüringische und die bekennnistreue württembergische Kirche auf gegensätzlichen Wegen. Die Patenschaft begann während der Zuspitzung des Ost-West-Konflikts und wachsender Pressionen des SED-Regimes gegen die Kirche. Zur besonderen Belastung für ein partnerschaftliches Miteinander wurden dann der „Thüringer Weg“ der Regimenähe, der Mauerbau und die BEK-Gründung. In den 70er Jahren wurde „Partnerschaft“ statt Patenschaft zum Leitbegriff. Sie bewährte sich schließlich auch und gerade während der Wende und der Wiedervereinigung. Am Ende aber nötigte vor allem das jahrzehntelange Geber-Nehmer-Gefälle zur Frage nach „Sinn und Notwendigkeit“ der Partnerschaft: „Was eint uns, wenn uns nichts mehr trennt?“ (205f.).

Der äußeren und inneren Verlaufsgeschichte folgt eine theologisch-ekklésiologische Reflexion zu den „Grundaspekten“ der Partnerschaftsarbeit (S. 207–310). Sie führt zu einer insgesamt sehr positiven Würdigung der württembergisch-thüringischen Partnerschaft, die angesichts der strukturellen Entsprechungen und vieler gleichartiger Zeugnisse auch für die West-Ost-Patenschaften/Partnerschaften überhaupt gelten kann. Trotz der ganz unterschiedlichen Lebensbedingungen für die Christen in Ost und West gab es, wie die Verfasserin zu Recht betont, stets einen gemeinsamen „weiteren Horizont“ (216): Verbundenheit im Glauben als ekklésiologisches Motiv und der Dienst in der Liebe als diakonisches Motiv leiteten diese Arbeit; sie wurde zu einem wichtigen „Raum des Ost-West-Austausches“, führte zu einer besonderen „Lerngemeinschaft“, zum Abbau mancher Vorurteile, zuweilen auch zu einem Sehen „wie mit vertauschten Augen“ (251). Dass die Unterwanderung der Thüringer Kirchenleitung durch das MfS der Partnerschaftsarbeit „konkret

geschadet“ habe, sei aus den Quellen nicht belegbar. Die engen Staat-Kirche-Beziehungen konnten sich auch, indem sie gegen die Absicht des Regimes bestimmte Freiräume ermöglichen, „durchaus positiv“ auswirken (284).

Die Kirchenpartnerschaften können als „situationsgerechte Form diakonischen Handelns“ und Gestaltwerdung der Gemeinschaft der Glaubenden gelten. Als Struktur vielfältiger Unterstützung halfen sie, eine ohne sie so nicht mögliche „gesellschaftliche Präsenz der Kirche“ in der DDR zu sichern und den Totalitätsanspruch des SED-Regimes faktisch zu unterlaufen. Ihre Beständigkeit macht sie auch zum Vorbild für nachhaltiges kirchliches und gesellschaftliches Handeln (313–318).

Die Arbeit von Rittberger-Klas bringt in methodisch überzeugendem Vorgehen kirchliche Realität während der deutschen Teilung aus der Sicht jenes speziellen Handlungs- und Erfahrungsbereiches facettenreich zur Darstellung. Quellen und Literatur (S. 319–339) wurden umfassend berücksichtigt. Das Personenregister bietet mit Kurzbiogrammen (342–368) ergänzende Information (auf S. 368, Z. 4 ist der Zusatz „in Görlitz“ zu streichen).

Berlin

Rudolf Mau

*Schulze Wessel, Martin (Hrg.): Nationalisierung der Religion und Sakralisierung der Nation im östlichen Europa, Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, Bd. 27, Stuttgart, Franz Steiner Verlag 2006, 272 S., geb., ISBN 3-515-08665-X.*

Die nationalen Ideologien im 19. Jahrhundert benutzten religiöse Deutungsmuster, um den nationalen Bewegungen eine besondere Weihe zu verleihen, und die Religionsgemeinschaften versuchten sich national zu profilieren, um ihren Platz in den sich formierenden Nationalstaaten zu behaupten. Während es in Westeuropa aber zu einer allmählichen Trennung zwischen religiöser und nationaler Sphäre kam, sind in Osteuropa Religion und Nation eine Symbiose eingegangen, die im Grunde bis heute fortwirkt. Für das politische Überleben von Polen, Serben oder Bulgaren waren Kirche und Religion von eminenter Bedeutung. Beide Prozesse, die Nationalisierung der Religion und die Sakralisierung der Nation, vollzogen sich in Ostmittel- und Südosteuropa in der Regel nicht im Rahmen bereits bestehender Nationalstaaten, sondern unter imperialer Fremdherrschaft. Aber auch am Ende der kommunistischen Fremdherrschaft konnten Kirche und Religion noch einmal ihre identitätsstiftende – und teilweise leider aggressionsfördernde – Wirkung ent-

fallen. Hierauf wird in dem vorzustellenden Sammelband allerdings nicht näher eingegangen.

Der Herausgeber des vorliegenden Bandes, Martin Schulze Wessel, geht davon aus, dass „das Verhältnis von Religion und Nation (...) im östlichen Europa nicht ohne das Imperium zu denken [ist], (...) Religion stand (...) im östlichen Europa zwischen der Indienstnahme durch das Imperium einerseits und die Nation andererseits.“ (S. 12) Und er weist auch darauf hin, dass „religiöse Ressourcen“ geeignet sind, für Krieg und Gewaltanwendung zu mobilisieren. (S. 13) Es hat lange gedauert, bis die jüngere Nationalismusforschung den Zusammenhang zwischen Religion und Nation in den Blick genommen hat. Für die osteuropäischen Völker sollte dies eine Tagung des „Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas“ in Leipzig im Jahre 2000 leisten, die vor allem von Nachwuchswissenschaftlern mit unterschiedlichen Schwerpunkten aus diesem Themenkomplex bestritten wurde. Ihre Beiträge gingen aus laufenden Forschungen für Dissertationen und Habilschriften hervor, die bis zum verspäteten Erscheinen des Tagungsbandes zu meist abgeschlossen waren und ein geballtes Spezialwissen repräsentieren. Der Band ist in fünf Themenbereiche untergliedert, in denen der Stellenwert der Religion besonders zum Ausdruck kommt, und wird eingeleitet durch hinführende Bemerkungen des Herausgebers sowie einen Beitrag von Thomas Bremer über konfessionelle Konflikte – aufgrund unterschiedlicher religiöser Überzeugungen – aus theologischer Sicht und ihre Beruhigung durch ein ökumenisches Christentum.

Allen Beiträgen liegt der Konsens zugrunde, dass Nation und Religion im Zeitalter des Nationalismus in vielfältiger Weise miteinander verbunden waren, religiöse Sinngebung die nationalen wie die konfessionellen Konflikte aber auch vertiefen konnte. Dies kam unter den in religiöser Hinsicht heterogenen Verhältnissen der Osteuropa beherrschenden Vielvölkerreiche zum Ausdruck. Am bekanntesten ist der Fall der polnischen Nationsbildung, die sich angesichts der zerstörten Staatlichkeit ersatzweise auf die katholische Kirche stützen konnte. So widmen sich allein vier der insgesamt vierzehn Beiträge den Wechselwirkungen zwischen Nation und Religion am polnischen Beispiel. Zunächst untersucht Stefan Laube vergleichend die Geschichte des nationalen Heiligenkults in Polen und Deutschland im 19. Jahrhundert. Während Katholizismus und nationales Freiheitsstreben dort eine enge Bindung eingingen und sich gegen die Unterdrücker abgrenzten, diente beim deutschen Nachbarn der Heiligen-